



# Solidarität

Organ des Verbandes der Buch- und Steindruckerei-  
Hilfsarbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands.

Erscheint wöchentlich Sonnabends. — Preis vierteljährlich 1,— Mark. — Anzeigen: die dreispaltige Pfeilstelle 50 Pfennig, Lebens- und Versammlungsanzeigen die Zeile 10 Pfennig. — Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an. — Eingetragen unter obigem Titel im Post-Vertragsregister.

## Weihnacht.

Sterne des Friedens, seid ihr verlunken?  
Lichter der Weihnacht, löscht ihr aus?  
Böher stets sprühen im Kampfe die Funken,  
Und immer tiefer dunkelt's im Haus.  
Wo grünt die Tanne noch strahlend dem Volke,  
Sinnbild erlösender Geistesmacht?  
Däster umflort eine weltweite Wolke  
Sterne und Lichter und festliche Pracht.

Glocken der Weihnacht, sind sie zerprungen?  
Läuteten einst doch verheißend und mild,  
Riefen's hinaus mit den ehernen Zungen,  
Daß aus dem Frieden der Segen nur quillt.  
Läuteten voll Zornmut nun hallend und erzen,  
Künden wohl Siege mit stürmischem Droh'n,  
Und in vieltausend bangende Herzen  
Schrillt es von blutiger Kämpferpassion.

Lieder der Weihnacht! Ihr heiteren, hellen  
Fröhlichen Lieder aus Kindermund,  
Wogtet doch sonst in jauchzenden Wellen  
Um das feiernde Erdenrund!  
Silberne Quellen, im Schutte verborgen  
Duldender Armut, aufwärts ihr steigt,  
Lieder der Jugend! Nun seid in den Sorgen  
Laitender Tage auch ihr verlegt!

Märchen der Weihnacht, vom Zauber getragen!  
Festlicher Stunden und schillerndem Tand:  
Wer mag die lustigen Brücken noch schlagen  
Lächelnd hinüber in euer Land?  
Weit in der Ferne verdämmert die blaue  
Sonnige Kälte der Seligkeit —  
Und in den Ohren hämmert die rauhe  
Stimme gewaltiger Wirklichkeit.

Sterne des Friedens, ihr seid uns entchwunden.  
Glocken der Weihnacht, ihr tönst so schrill,  
Und vor dem Tod und den blutigen Wunden  
Wurden die Lieder und Märchen still.  
Doch aus den ehernen Wirklichkeiten,  
Tief aus der Menschheit schmerzdem Schoß,  
Wird sich ein liegendes Leben bereiten,  
Ringt sich die Weihnacht der Zukunft los.

Ernst Preczang.

Für die Woche vom 26. Dezember 1915  
bis 1. Januar 1916 ist die Beitragsmarke in  
das mit 52 bezeldnete Feld des Mitglieds-  
buches zu kleben.

### Befehlern.

Die zweite Kriegswihnacht!  
Auch die Bestimmten unter uns haben es vor  
einem Jahre wohl kaum geglaubt, daß das dies-  
jährige Geburtsfest des Stifter's der christlichen  
Religion ebenfalls noch unter der Alleinherrschaft  
des Kriegsgottes Mars stehen werde. Man durfte  
ja schlechthin eine leise Hoffnung hegen, daß vor  
den ungeheuren und ungeheuerlichen Geschehnissen

dieses Krieges die Welt eines Tages zur Selbst-  
bestimmung erwachen und die christlichen Staaten  
insbesondere ihre sorgsam gepflegten Ideale in  
die Wirklichkeit übertragen würden.

Wer diese Hoffnung gehegt hat, ist heute eines  
Schlechteren belehrt, und er wird — mag seine  
religiöse Ueberzeugung sein wie sie wolle — nur  
mit Behnmut an die schöne biblische Legende den-  
ken können, die nun einmal untrennbar mit dem  
Weihnachtsfest verbunden ist.

Weihnacht! Wo dies Wort erklingt, steht auch  
wieder die armselige Herberge in Bethlehem vor  
uns, der Lichtschein flammt vor den Hirten auf,  
und wir hören mit ihnen die schönen Worte:  
„Siehe, ich verkündige euch große Freude . . .  
Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlge-

fallen!“ Aus tiefer Armut wächst die Erlöserge-  
stalt empor; im Stalle zu Bethlehem entspringt  
jener gewaltige ideale Gedankenstrom, der das  
spätere Weltgeschehen und die Weltgestaltung nach-  
haltig beeinflusste.

Es sind nun beinahe zweitausend Jahre, daß  
jene Ideen, die in der Bergpredigt wohl ihren  
reinsten, stärksten und umfassendsten Ausdruck ge-  
funden haben, in den Völkern wirksam sind, und  
doch kann niemand leugnen, auch der Frömmste  
nicht, daß die Klust zwischen Idee und Wirklich-  
keit heute breiter und tiefer als je ist, daß sie  
einander wie Feuer und Wasser, wie Tag und  
Nacht gegenüberstehen.

Es sind keineswegs nur die „Freigeister“, die  
diese Tatsache konstatieren. Gerade die überzeug-

ten Christen, die es ernst mit ihrem Glauben nehmen, suchen sich mit diesem bedrückenden Problem auseinanderzusetzen, suchen ihr Weltbild aus dem schauerlichen Chaos der Gegenwart zu retten. Um ein ganz unverdächtiges Beispiel anzuführen, möge der Oberhofprediger Dryander sprechen. Er sagt in seiner Schrift „Wächtergedanken in der Kriegszeit“ unter anderem:

„Daß das Verbrechen dieses Krieges überhaupt möglich war: schlägt es nicht allem Christentum dieser Nation ins Gesicht? In den Gesprächen der Mannschaften in den Schützengräben oder in den öden Quartieren des Ostens — schrieb mir vor kurzem ein Unteroffizier, ein gebildeter Mann — ist das das unermüdlich wiederkehrende Thema, wie Krieg und Christentum zueinander stimmen. Wie oft mag dabei angesichts der grauen Wirklichkeit auch noch der letzte Rest von Christentum aus dem zweifelnden Herzen herausgerissen werden und nur der Eindruck seines völligen Vanterotts zurückbleiben! „Und der Oberhofprediger Dryander gesteht ehrlich: „Sie haben recht, wenn sie als Maßstab für dieses Urteil das Christentum der Bergpredigt anlegen. Wo sich das verwirklicht, hört der Krieg von selbst auf: wo noch Krieg möglich ist, ist von ihm nichts vorhanden. . . . Aber dies Christentum der Bergpredigt ist in dieser Welt der Sünde tatsächlich nicht verwirklicht und wird auf Erden nie völlig verwirklicht werden.“

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen kommt der Genannte dann zu dem Schluß, daß die Aufrichtung des Rechts und der Gerechtigkeit Sache des Staates sei, um dann wieder bedeutlich darauf hinzuweisen, daß freilich „gerade die Staaten mit ihrer rücksichtslosen Selbstsucht, ihrer Verfolgung eigener Interessen immer wieder die brutalsten Verlezer des Rechts gewesen“ seien und so Kriege heraufbeschworen hätten, die sie verhindern sollten. Das sittliche Recht zum Kriege sei nur dort vorhanden, wo ein Staat für seine Existenz kämpfen müsse. „In diesem Sinne gehört dann eben auch der Krieg in die göttliche Weltordnung.“ Aber den Blinden, blöden Wälzerhaß nennt Dryander die „Grundtünde im Leben der Nationen“.

Diese letzten treffenden Worte kann auch der Sozialist unterschreiben, aber er wird, was die Hauptfrage anlangt, feststellen müssen, daß der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis durch keinerlei Erläuterungen aus der Welt geschafft wird. Er besteht und wird nicht durch theoretische Erörterungen, nicht durch ethische Kräfte beseitigt werden. Denn nicht sie sind die bestimmende Macht im Weltgeschehen.

Um diese unsere Behauptung zu illustrieren, müssen wir uns aus dem palästinischen Bethlehem in ein anderes Bethlehem begeben.

## Abschied.

Von Franz Hermann, Landsturmmann in Königsbrück.

Trübe Novemberstimmung hat strahlendem Sonnenschein Platz gemacht. Die Bäume haben eine prächtige Herbstfärbung angenommen, die bald verchwunden sein wird, da das rotbraune und goldgelbe Laub in der Mutter Erde Schoß zurücksinkt.

Im Lager alltägliches Treiben. Exerzierende Abteilungen führen ihre Übungen, durch laute, weitverhallende Kommandos angeführt, mit militärischem Schreie aus. Die Schildwachen begeben sich ruhelos den Schritten ihren Postenbereich, dabei der Vorschrift entsprechend die Aufmerksamkeit dem hinter dem Drahtzaun sich bewegenden Kriegsgefangenen zugewendet. Gefangenen-Arbeitskommandos werden zu ihren Arbeitsplätzen geführt. Andere wieder verrichten in ruhiger, mechanischer und interesseloser Weise ihre Straßenreinigungsarbeiten. Von weitem hört man flote Marschmärgel einer Militärkapelle. Näher und näher klingen die Töne aus Ohr. Obwohl den Lagerinsassen nichts Neues, allen doch die dienstfreien Mannschaften der Musik entgegen. Nachher rückt ins Feld. Jeder der Hinzueilenden ist von dem Wunsche besetzt, den Scheidenden mit denen er die Freuden und Leiden des Lagerlebens und Garnisondienstes geteilt, noch ein

Es liegt in Nordamerika, in Pennsylvania, wurde Mitte des 18. Jahrhunderts von frommen Herrnshutern gegründet und ist heute eine Stadt mit gewaltiger Zubutrietätigkeit. Hier ist unter anderem der Sitz der „Bethlehem Steel Company“ des berühmten Mistfers Charles W. Schwab. Dieser Herr Schwab, der sich vermutlich auch einen Christen nennt, zeigt aus den Kapitalisten von heute in wunderbarer Reinkultur — insofern nämlich, als jede Einwirkung ethischer, inbesserer Art auf seine Handlungen ausgeschaltet ist. Die „Bethlehem Steel Company“ ist Lieferantin von Kriegsmaterial. Sie hat riesige Mengen davon an die Gegner Deutschlands geliefert und liefert sie noch. Ungezählte Millionen Dollars sind in ihre Kasse gestossen und werden weiter dahin fließen, gewonnen aus dem Blute Europas. Herr Schwab und Konsorten hätten gewiß nichts dagegen, wenn der Weltkrieg noch eine Reihe von Jahren andauerte, um die Aktien der Steel Company in immer lichtere Höhen zu treiben. Zwar waren sie in vier Kriegsmonaten schon um das Vierfache gestiegen, und im Oktober dieses Jahres stand der Kurs zwölfmal höher als am Ende des vorigen, aber er bewegte sich noch immer aufwärts und hatte unbegrenzte Ausflüchte.

Und so kommt es, daß man in gewissen Kreisen Amerikas das pennsylvanische Bethlehem mit erschauernder Ehrfurcht nennt und vor seinem Geiste anbetend in die Knie sinkt. Es klingt wie Spott und ist doch nur eine nackte, unbefreiübare Tatsache: Die Andacht vor den Blättern des Evangeliums reicht nicht entfernt an jene heran, mit der man „brüben“ heute eine Aktie der Bethlehem Steel Company in die Hand nimmt. . . .

Wie die „Stadt Davids“, das palästinische Bethlehem, Sinnbild der christlich-idealen Ideen geworden ist, so erscheint das pennsylvanische Bethlehem als das Symbol realkapitalistischer Rücksichtslosigkeit, die nie so kraß und menschenfeindlich in die Erscheinung getreten ist als eben jetzt in diesem Kriege.

Die Steel Company steht keineswegs allein; sie hat zahlreiche gleichgenannte Brüder in dem sogenannten neutralen Amerika, die alle ihre Millionen aus den zerschnetterten Knochen der europäischen Krieger aufbauen und sich mit andächtiger Gemütsruhe an den erhebenden Tröstungen des Kurzszettels weiden.

Aber es wäre ungerecht und sehr unrichtig, den neu-bethlehemitischen Geist nur jenseits des großen Wassers zu suchen. Er ist auch diesseits zu Hause, in den neutralen wie kämpfenden Staaten. Es brauchen ja nicht gerade Waffen- und Munitionslieferungen zu sein, deren die Spekulation sich bemächtigt. Kennzeichnend für den neu-bethlehemitischen Geist ist die gänzliche Abwesenheit moralischer Bedenken. Diese Abwesenheit tritt überall und auf unzähligen Gebieten

letztes Lebenswohl zu sagen. Selbst die Gefangenen unterbrechen ihre Arbeit, um mit neidischer Bewunderung über Deutschlands militärische Stärke die Truppen an sich vorüberziehen zu sehen. Trauer mag sich bei manchem einschleichen bei dem Gedanken, daß diese Truppen, durch die kriegerischen Ereignisse gezwungen, ihre Heimat, ihr Hab und Gut vernichten könnten. Mit Blumen geschmückt kommt die Abteilung anmarschiert. Eine schrille Kommandostimme gebietet Halt. In strammer Haltung und lautloser Stille hören die Anmarschierenden die Abschiedsworte des Lagerkommandanten an, dessen Ansprache in den Worten ausklingt: „Selbst wenn ihr dem Tod ins Auge schaut, seid kaltblütig und entschlossen, denn der Heldentod auf dem Schlachtfelde ist der ehrenvollste.“

Nachdem die Marschordnung wieder hergestellt ist, verabschieden sich die im Lager verbleibenden Kameraden fleißig, mancher auch humorvoll. Und ein allseitiges „Auf Wiedersehen“ wird den Scheidenden mit auf den Weg gegeben. „Auf Wiedersehen!“ hallt es bei dem und jenem wieder. Ja, werden sie die wiedersehen, mit denen sie in innigster Freundschaft verbunden waren? Werden sich ihre Wege jemals wieder kreuzen? Diese Fragen tauchen bei vielen auf. Doch zum Glück hat der Soldat wenig Zeit. Bald ruft ihn der Dienst, der seine Gedanken anderweitig in Anspruch nimmt. Wer weiß, ob

ins helle Tageslicht und hat z. B. in Bücher mit Lebensmitteln jeden Bedarf geschlagen.

Die Vertreter der organisierten Arbeiterschaft sind nicht müde geworden, auf die gewissenlose Manipulationen der Spekulanten und Boltzsaushungerer immer wieder hinzuweisen. Sie haben sich nicht mit moralischen Protesten begnügt, sondern sie haben die Wege gewiesen, die zum Ziele führen. Das Ziel aber ist und bleibt für uns unter allen Umständen: Das Wohl der Gesamtheit!

Jeder Tag bestätigt es aufs neue, daß die Grundlagen dieses Wohls nicht durch religiöse und ethische Ideale gewonnen werden können; deren Kraft scheitert dort, wo das Reich der wirtschaftlichen und politischen Machtfaktoren beginnt. Das zweitausend Jahre alte Welt-Christentum hat den Weltkrieg nicht verhindern können, und die Ideale des alten Bethlehem werden mit Füßen getreten von dem Geiste des neuen, dessen Bibel der Kurzsattel ist.

Die wirtschaftliche und politische Macht triumphiert auf der ganzen Linie!

Und darum ist eine Befreiung des Volkes von den großen Ubeln des irdischen Daseins nur möglich, wenn jene Macht von der erlösenden Idee in allen Fasern durchdrungen wird und in ihrer Verwirklichung das Ziel sieht. Mit anderen Worten: unsere Ideale müssen die reale Macht erobern und in ihren Dienst stellen.

Solange das nicht geschehen ist, hat alle Enttötung wohlmeinender Leute wenig Sinn; sie erscheint besonders unlogisch dort, wo man am System nichts ändern will. Auf Dornenbüschen wachsen keine Feigen. Und wer da glaubt, die harten und grausamen Tatsachen dieses Lebens durch ethische Predigten ändern zu können, der kann noch einmal zweitausend Jahre warten.

Erst wenn die Machtmittel der Gesellschaft im Dienste der Erlösung stehen und auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete rücksichtslos im Interesse der Gesamtheit zur Anwendung kommen, erst dann wird die Menschheit dem traurigen Zustande entgehen, daß ihre schönsten und größten Ideale sich als leere Worte von Generation zu Generation vererben. Und dann wird vieles selbstverständlich sein, was unter den heutigen Umständen als unmöglich bezeichnet wird. Auch der Friede auf Erden!

## Von unseren Kollegen im Waffenrock.

6. Dezember 1915.

Werte Kollegen und Kolleginnen daheim!

Ich bekomme im Felde das Verbandsorgan sowie das Mitteilungsblatt regelmäßig zugeführt, dadurch bin ich von allem unterrichtet und bin

er nicht auch in kürzester Zeit an die Reihe kommt, das Vaterland zu verteidigen.

Die Abrückenden haben mittlerweile das Lagertor passiert. Dieses Tor hatte schon bei ihrem Eintreffen ihr ganz besonderes Interesse erweckt. Trennte es sie doch gleich einer Scheidewand von ihrer Familie, ihrer Existenz und öffnete sich, um sie neuen, ungewohnten Verhältnissen entgegenzuführen. Die Barackenräume, die anfangs so kalt auf sie einwirkten und ihnen so unangenehm erschienen, den Exerzierplatz, auf dem sie manchen Tropfen Schweiß vergossen und manchen Tadel über sich ergehen lassen mußten, den sie nach allen Himmelsrichtungen auf dem Bauche überkrochen hatten, stehen sie nun hinter sich, um einer neuen, schwierigeren Aufgabe entgegenzugehen. Vor dem Lagertor hatten sich viele Angehörigen versammelt. Auch junge Mädchen aus dem Orte, denen der oder jener unverheiratete Soldat „ewige Treue“ geschworen hatte. Alle waren sie mit Blumen versehen, um dieselben als Zeichen der Liebe den Scheidenden zum Abschiede zu widmen und noch kurze Zeit, vielleicht zum letzten Male, mit ihnen zusammen zu sein. Frauen und Kinder hatten schnell die Hand des Gatten und Vaters erfaßt, ergraute Eltern, die ihres Sohnes, um tränenden Auges gemeinsam den Weg zum Bahnhof zu geben. Wortlos und ernst, durch die Schwere des bevorstehenden Scheidens bedrückt, ging man nebeneinander den



erfreut, daß die Kollegen, die noch in der Heimat sind, ihr möglichstes tun, um in dieser schweren und teuren Zeit unseren Verband auf der Höhe zu halten. Wie wir es von jeder gewöhnt sind, hat sich auch jetzt wieder gezeigt, daß die Freigebigkeit und das Solidaritätsgefühl trotz der ersten Zeit immer noch das alte ist, indem für die Frauen unserer Kollegen, die im Felde sind, eine Summe ausgeworfen worden ist. Jeder Kollege im Felde wird mit Freude davon Kenntnis nehmen. Man fühlt sich durch solche guten Begebenheiten so sicher, so daß, wenn endlich der langersehnte Friede kommt, mit neuer Kraft für den Verband ans Werk gegangen werden kann. Das kommende Jahr wird unserer Organisation noch schwere und rührende Arbeit bringen, um so erhebender ist es, Gewißheit zu haben, daß tüchtige Kräfte in der Heimat sind, um alle Schwierigkeiten zu überwinden. Dafür sei allen Kollegen und Kolleginnen Dank.

Ich als Schipper habe schon in der Zeit, wo ich des Königs Rod trage, viel mitgemacht. 14 lange Wochen waren wir in den Bergen im Ober-Gisaß und haben schaffen müssen, daß es eine Art hat. Jeden Tag 500 Meter den Berg hinauf und zwar mit Last (Stachelbradt, Eisen-schienen, Wellblech, Zement usw.) und „fünfzehn“ wurde nicht oft dabei gemacht, dann oben in der Stellung sechs Stunden geschafft, so daß jeder zufrieden war, wenn die Zeit um war und es ging zurück ins Quartier. Das Ersteigen der Berge hat uns alle sehr mitgenommen. Wir waren froh, als es hieß, es wird abgerückt in die Ebene. Der Marsch dorthin nach . . . . . war sehr beschwerlich. Fünf Stunden in der Nacht marschiert, alle zwei Stunden zehn Minuten Pause, dann der vollgepackte Rucksack, dazu noch ein Handpalet, man soll kaum glauben, was sich bei einem Schipper alles ansammelt, und hernach wird eins nach dem andern fortgeworfen, damit die Last leichter wird. Bei Tage durften wir nicht marschieren, weil die Landstraße unter feindlichem Feuer stand. Das Quartier, ein leerstehender Laden, war nicht angenehm. Die Matten und Mäuse hatten sich häuslich niedergelassen, und nachts liegen einen die Fleder nicht schlafen. Wir blieben auch bloß vier Wochen hier, dann machten wir denselben Weg wieder zurück, wo wir ein-gangs waren. Ich wurde in . . . . . einquartiert. Der Ort liegt wunderschön, ringsum von Bergen umgeben. Unsere alte beschwerliche Arbeit wurde wieder aufgenommen. Hatten wir das erste Mal hier oft genug Artilleriefeuer zu hören bekommen, und die „Eiselsaken“ sausten man so darüber weg, so wurde es jetzt, das zweite Mal erst recht ungemütlich. Die Serren Franzosen schienen es auf uns abgesehen zu haben. Waren wir beim Schaffen, so kamen die Eiselsinger angefaßt mit einer Geschwindigkeit wie der Wind. Ein Mähd, daß wir gute Unterstände hatten. Da ging es hinein, bis die Schießerei vorüber war. Gingen wir dann täglich zur bestimmten Zeit nach Hause, dann konnten wir sicher sein, daß unten im Tal die zweite Auflage kam. Die Geschosse schlugen rechts vom Weg in die Wiese ein. Daß keiner zu Schaden kam, lag daran, daß die Franzmänner nicht richtig hinsehen konnten.

Kamen wir dann ins Quartier, selbst dort keine Ruhe. Eines Tages, wir waren gerade beim Mittagessen, da kam eine Granate schweren Kalibers angefaßt und schlug mit einem Krach, daß das ganze Haus zitterte, 50 Meter hinter dem Hause im Garten ein. Wir ließen vor Schreck das Kochgeschirr fallen. Auf die Straße hinaus und Deckung gesucht war ein. Zwölf schwere Sachen hatten die Franzmänner geschickt, eine war davon blind, und es wurde viel Schaden angerichtet. Drei Häuser wurden kaputt geschossen, ein Kamerad von mir und ein Kind von zwölf Jahren durch Granat splitter getötet, mehrere verwundet, das war das Resultat der Schießerei. Ein paar Tage darauf wiederholte sich daselbe in vermehrter Auflage, indem die Franzmänner 54 Granaten rein schickten, alles nach der Bahn hin, viele davon waren blind. Es ist ein trauriger Anblick, wenn man sieht, wie die Frauen von den Feldern und aus den Häusern gestürzt kommen, um nach den Kindern zu suchen. Sie laufen wie dumm durch die Dorfstraßen, Soldaten müssen gewöhnlich erst zuspringen, um die Frauen in Deckung zu bringen, sonst liefen sie direkt ins Feuer hinein. Wenn man mit eigenen Augen sieht, was der Krieg den Leuten hier im Operationsgebiet für Beschwerden und Gefahren bringt, dann wünscht man mit Sehnsucht, daß dies Schreckliche bald zu Ende wäre. Wir rückten bald darauf ab und fuhren mit der Bahn nach . . . . . Hier bauten wir eine eiliche Kilometer lange Bahnstrecke, wobei wir schwer und lange schaffen mußten. Nach Fertigstellung der Strecke wurden aus den Feldern — Wälder gemacht, aus großen Anhöden ebenes Gelände, und wo Wald stand, war mit einem Male Flugader. Alles um die Flieger zu irritieren. Dann kam die eigentliche Stellung erst die richtige Schwer-Eisenindustrie. Näheres darf leider aus leicht begreiflichen Gründen darüber nicht berichtet werden. Ich zog mir gleich einen Unfall zu, indem mir ein schwerer Felsstein aus ansehnlicher Höhe auf die Schultern fiel. Resultat: drei Tage Schonung. Sechs Wochen machte ich dann noch an der Stellung mit, dann war ich ausgepumpt. Durch die schlechte Witterung im Oktober, wo wir ständigt Regen hatten und naß bis auf die Haut wurden, jeden Tag die Sachen wieder anziehen, welche niemals trocken wurden, und dann täglich von morgens 6 Uhr bis nachmittags 1/2 Uhr draußen unter freiem Himmel, da hatte ich bald einen Anzug weg. Ich kam nach vielen „Schwernissen“ ins Lazarett nach . . . . . Selbst hier bekam man noch vom Kriege was zu spüren, jeden Tag Kanonendonner, so daß die Scheiben im Lazarett zitterten, und an einem Sonntag kamen sieben feindliche Flieger, welche „Knall-Bombons“ fallen ließen und nachdem in aller Gemütsruhe wieder abjagen, begleitet von hundertten von Schrapnell-Bollen. Hier blieb ich drei Wochen, dann ging es nach Baden-Baden. Hier ist es endlich ruhig und man wird nichts vom Kriege gewahrt.

Die Gegend ist hier herrlich, alles Berge, Schlösser, Burgen und viel reiche Leute. Aber lange werde ich nicht hier bleiben, dann geht es

wieder zurück zur Truppe. Nun wünsche ich allen Kollegen und Kolleginnen ein der Zeit angemessenes frohes Fest. Auf Wiedersehen.

Paul Reichert.

## Korrespondenzen.

**Teuerungszulagen.** Die Leipziger Buch-druckerei Akt.-Ges. (Leipziger Volkszeitung) bewilligte ihrem Gesamtpersonal eine einmalige Teuerungszulage zu Weihnachten und zwar für weibliches Hilfspersonal 20 Mk., für männliches Personal 30 Mk. — Die Buchdruckerei Fischer & Wittig, Leipzig, bewilligte ab Januar 1916 monatliche Teuerungszulagen für das Hilfspersonal und zwar: 1. Für unverheiratete Hilfsarbeiterinnen (Bunktierinnen, Anlegerinnen und Auslegerinnen) 3 Mk., 2. für Frauen, ohne Rücksicht auf die Anzahl deren Kinder 4 Mk., 3. Für unverheiratete Hilfsarbeiter 3 Mk., 4. für verheiratete Hilfsarbeiter, ohne Rücksicht auf die Anzahl deren Kinder 5 Mk. Außerdem erhielten alle Hilfsarbeiter ein Weihnachtsgeschenk von 5 Mk. Es verdient noch besonders lobenswert hervorgehoben zu werden, daß beide genannte Betriebe eine nennenswerte Familien-Unterstützung an die zum Heeresdienst einberufenen (verheirateten) Gehilfen und Hilfsarbeiter gewähren.

**München. Berichtigung.** Leider müssen wir zu dem letzten Bericht über Teuerungszulagen richtig stellen, daß bei der Firma Wolf & Sohn diese nicht allgemein erfolgte, sondern nur eine Einlegerin eine solche erhielt.

Die Verwaltung.

## Rundschau.

Die ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln, ihre zweckmäßige Verteilung und die Festsetzung angemessener Preise sind noch immer die wichtigsten innerpolitischen Fragen, die unser Volk beschäftigen. Hängt doch von ihrer richtigen Lösung zu einem guten Teile der glückliche Ausgang des Krieges mit ab. Wir sind darin sicher schon ein gutes Teil vorwärts gekommen, aber es müssen doch immer wieder viele Schwierigkeiten, die sich einer glatten Lösung von neuem entgegenstellen, überwunden werden. Der Kriegsaus-schuss für Konsumenteninteressen hatte daher auch in der letzten Zeit reichliche Gelegenheit, für die Interessen der Verbraucher energisch einzutreten. Er hatte u. a. in einer Eingabe an das Reichsamt des Innern zur Befhebung des recht unangenehmen Schweinefleischmangels eine Reihe zweckdienlicher Maßnahmen vorgeschlagen. U. a. verlangte er darin das Verbot des Vorverkaufs und die Einführung von Schlussscheinen im Viehhandel, eine natürliche Staffelung der Fleischpreise, die Beschränkung der Fleisch- und Wurstverarbei-

Schmerzensweg. Man wollte sich noch vieles sagen, aber der sonst so berebte Mund fand keine Worte. Nur am Ende der Abteilung hörte man ab und zu helle Mädchenstimmen. Lachend und scherzend plauderten sie mit den jungen Kriegern, denen sie vorübergehend ihr Herz erschlossen hatten. Die Musik spielte das allbekannte Volkslied: „Muh! i denn, muh! i denn zum Stäbels hinaus“. Dieses Abschiedslied sprach vielen aus dem Herzen; denn sie mußten ihren Schatz, ihre Familie, ihr höchstes Gut, verlassen, für die sie in treuer Liebe sorgte, und an deren Wohlbefinden sie ihre alleinige Freude gefunden hatten. Jedoch die Anprache des Lagerkommandanten hatte die Verteilung des Vaterlandes, den Helmbrot für dasselbe als ehrenvollste Pflicht hervorgehoben. Sie befanden sich in einem Geistes-zwiespalt, der sie nachdenklich stimmte.

Mittlerweile war man am Bahnhof ange-langt. Die Abteilung formierte sich in Gruppen vor den für sie bereitstehenden Wagen. Ein Trom-petensignal gab das Zeichen zum Einsteigen. Der Augenblick des Abschieds war gekommen. Ergrei-fende Szenen spielten sich ab. Frauen und Kin-der weinten. Einzelne Frauen wurden durch die Schwere des Abschieds Schmerzes ohnmächtig und mußten weggetragen werden. Selbst mancher Mann zerdrückte die quellende Träne im Auge, um seine Lieben nichts merken zu lassen vor dem im Abschiedsweg blutenden Herzen. Noch ein

letzter Kuß und Händedruck, und der davonkellende Zug trennte die Scheidenden vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Die Musik spielte die Königshymne.

Wieder befinden wir uns im Lager. Von weitem ertönen schwermütige, altkirchliche Ge-sänge. Je näher die Töne an unser Ohr dringen, desto deutlicher unterscheiden wir, daß es fremd-sprachliche Laute sind, die wir vernehmen. Der Sängerkor der gefangenen Russen ist es, der einen verstörbenen Gefangenen zur letzten Ruhe begleitet. Ein schlichter, aber eindrucksvoller Zeichenzug bietet sich unseren Augen dar. Dem Zuge voran schreitet ein Gefangenengeistlicher. Ihm folgen die Sänger. Auf einem einfachen, schwarzbehangenen Wagen befindet sich der Sarg, hinter diesem eine Abteilung dazu kommandierter Gefangener. Entblößten Hauptes bewegen sich die Teilnehmer unter Begleitung der Bachmann-schaften. So eindrucksvoll und während auch der schwermütige Gesang wirkte, konnte man doch an-dererseits beobachten, daß die begleitenden Gefan-genen den bei solchen Anlässen angebrachten Ernst vermissen ließen. Das mag aber begreiflich er-scheinen, da sie einerseits durch verwandtschaftliche Beziehungen mit dem Verstorbenen nicht verbun-den waren, und andererseits ihr Gemüt durch die erlebten Schrecken des Krieges sich abgestumpft hatte. Den gedankenschwer Zuschauenden zieht das tiefempfundene Dichterwort durch die Seele:

„Allzufrüh und fern der Heimat mußten sie ihn hier begraben“ — Wenn auch nicht in heimatischer Erde, so doch in der Mutter Erde Schoß fand er seinen Frieden, die alle Menschenkinder in gleicher Liebe trägt. Feindesland ist es, in dem der tote seine Ruhe findet. Das Land, daß er glaubte vernichten zu können, gegen das er mit dem durch seine Gebieter künstlich genährten Haß ins Feld zog. Nun gewährt es ihm einen Hafen, wo sein Lebensschifflein seinen letzten Anker wirft. Sein Grab wird einst Zeugnis ablegen gegen die-jenigen, welche in unverantwortlicher Weise den Haß unter die Völker säten. Millionen Untopfer werden Anklage führen gegen sie, die aus Länd-er-gier, Großmannsucht und Neid die Schrecken des Krieges heraufbeschworen haben. Wann wird die heiße Sehnsucht nach dem allgemeinen Völker-frieden gestillt werden, wie sie Max Barthele im folgenden zum Ausdruck bringt:

„O Friede! komm und lege deine Hand  
Auf meine Stirn, wie es die Liebste tut.  
O Friede! komm und kühle mir den Brand,  
Der fiebernd wütht in meinem Blut.“

„O Friede! komm und hülle du mich ein,  
Ich bin so müd und heimatwehtrant.  
Du sollst wie meine Mutter sein,  
Aus deren Brüsten ich die Liebe trant“?

tung und Festsetzung von Preisen für Wurstwaren, die in einem angemessenen Wertverhältnis zum Frischfleisch stehen. Auch bei Rindern und Rindfleisch hält er die baldige Einführung von Höchstpreisen für unbedingt erforderlich.

Der Ausschuss wandte sich auch ganz energisch gegen die neuerlichen Bestrebungen der Zuckerraffinerien auf Erhöhung der Zuckerpreise um weitere 25 Proz. Er wies dabei besonders auf die große Bedeutung des Zuckers als Fetteratz hin und bezeichnete die angestrebte Erhöhung angesichts der außerordentlichen Gewinne der Zuckerraffinerien als durchweg unberechtigt. Man kann wohl annehmen, daß die Zuckerinteressenten mit ihren Verteuerungsbestrebungen keinen Erfolg haben werden.

Nachdem neuerdings auch Höchstpreise für Gemüse festgesetzt wurden, macht sich eine große Unzufriedenheit darüber bei den Gemüsegroßhändlern bemerkbar. Sie behaupten, daß für die festgesetzten Preise kein Gemüse vom Auslande eingeführt werden könne. Demgegenüber machte der Kriegsausschuß geltend, daß die jetzigen Höchstpreise noch weit über den im Vorjahre üblichen Preisen stehen, trotzdem auch da schon anomale Zeiten waren und die vorjährigen Preise ebenfalls schon über den in der Friedenszeit üblichen Preisen standen. Man könne daher kein allzu großes Gewicht auf die Stimmung der Großhändler legen. Wenn der Handel verlagert, müßten die Gemeindeverwaltungen eintreten und die ausreichende Beschaffung von Gemüse sichern.

**Vorbildliche Erweiterung der städtischen Arbeitslosenunterstützung in Stuttgart.** Die bisher in Stuttgart bestehende städtische Arbeitslosenunterstützung wurde in der Sitzung der Gemeindefolgen vom 2. Dezember d. J. in einer für die Arbeiterschaft erfreulichen Weise abgeändert. Die Anrechnung zu dieser Abänderung ergab von den Vereinigten Gewerkschaften Stuttgart, die bisherige Unterstützung betrug für Ledige 1 M., für Verheiratete mit 1 Kind 1,40 M., mit 2-3 Kindern 1,60 M., und mit 4 und mehr Kindern 1,80 M. wöchentlich.

Auf Antrag der gemeinderätlichen Kommission werden diese Sätze mit Wirkung vom 1. Dezember dieses Jahres in folgender Weise erhöht:

	Täglich M.	Wöchentlich M.
Ledige beiderlei Geschlechts . . . . .	1,60	9,60
Verheiratete ohne Kinder . . . . .	3,—	18,—
Verheiratete mit 1-2 Kinder unter 15 Jahren . . . . .	3,80	22,80
Verheiratete mit 3-4 Kinder unter 15 Jahren . . . . .	4,20	25,20
Verheiratete mit 5-6 Kinder unter 15 Jahren . . . . .	4,80	28,80
Verheiratete mit 7 und mehr Kinder unter 15 Jahren . . . . .	5,40	32,40

Die Verwitweten mit eigenem Haushalt werden wie in bisheriger Weise den Verheirateten und solche ohne eigenen Haushalt den Ledigen gleichgestellt. Eine Anrechnung sonstiger Bezüge der Arbeitslosen findet nicht statt. Die bisherige Forderung des einjährigen Wohnens oder des Wohnens seit 1. Juni 1914 in Stuttgart als Voraussetzung für den Bezug der städtischen Arbeitslosenunterstützung ist aufgehoben und an diese Stelle als Voraussetzung zum Bezug der Unterstützung eine dreimonatliche Wohndauer in Stuttgart getreten. — Die sechsstägige Karenzzeit bleibt bestehen. Bei heimkehrenden Kriegsteilnehmern und bei Kriegsausgewiesenen erfolgt die Unterstützung ohne das Vorhandensein dieser beiden Voraussetzungen. Außer den völlig Arbeitslosen erhalten auch die mit verkürzter Arbeitszeit Arbeitenden die Unterstützung. Der erzielte Arbeitsverdienst ist aber zu drei Viertel auf die Unterstützung anzurechnen. Die Arbeitslosen sind wie bisher verpflichtet, Arbeit auch außerhalb des Berufs und Orts, sowie zu verkürzter Arbeitszeit anzunehmen, sofern für sie ein angemessener Lohn angeboten wird und die Arbeit dem Erwerblosen nach Vorbildung, Beruf und Körperbeschaffenheit und mit Rücksicht auf das Familienleben billigerweise zugemutet werden kann. Diese abgeänderten Bestimmungen gelten über die Kriegsdauer.

Die Mehrbelastung für die Stadt wird keine erhebliche sein. Die anfallenden Kosten werden zu 40 Prozent von der Versicherungsanstalt und weitere 40 Prozent (bei den Textilarbeitern 50 Prozent) aus Reichsmitteln zurückerstattet. Zu wünschen wäre, daß diesem guten Beispiel auch weitere Gemeinden folgen mögen.

**Gründung von Unternehmerorganisationen im Sattlergewerbe.** Wie sehr die Unternehmer im Sattlergewerbe es sich angelegen sein lassen, die für sie günstige Situation organisatorisch auszunutzen, beweisen einige Neubildungen von Unternehmerverbänden. So haben die Fabrikanten der Heeresausrüstungsindustrie an Stelle des am 31. Oktober aufgelösten Kriegslieberausrüstungsverbandes, der bereits 950 Mitglieder zählte, auf einer Gründungsversammlung in Wiesbaden eine neue Organisation: Vereinigung deutscher Fabrikanten für Heeresausrüstungen e. V., Sitz Berlin, geschaffen. Trotz des Einschreibegeldes von 250,— Mark und eines Jahresbeitrages von 500,— M. haben sich die maßgebendsten Militäreffektenfabrikanten bereits dem neuen Verbande angeschlossen. Auf dem Bundestage deutscher Sattlerinnungen am 8. November d. J. in Berlin hielt ein Vertreter der neuen Fabrikantenvereinigung einen Vortrag über die Bildung einer Interessengemeinschaft im deutschen Sattlergewerbe, die den Zweck haben soll, die Interessen der Militäreffektenfabrikanten und der Innungsmitglieder den Arbeitern und den Behörden gegenüber zu vertreten. Einstimmig beschloß der Bundestag, dieser Interessengemeinschaft beizutreten und einen jährlichen Kostenzuschuß von 1000,— M. zu leisten. Bezeichnend ist, daß die Geschäftsstelle sich in den Räumen der neugegründeten Arbeitgeberorganisation befindet, deren Geschäft ein Dr. jur. als Syndikus leitet. Einen breiten Raum auf dem Bundestag nahm die Gründung von Berggenossenschaften zwecks korporativer Arbeitsübernahme für Meer, Marine und sonstige Behörden ein. Durch direkte Aufträge der Behörden an diese Genossenschaften soll das Agieren- und Schieberwesen ausgeschlossen und die Selbstherstellung in Staatswerkstätten möglichst eingeschränkt oder ganz eingestellt werden. Der Handwerker- und Gewerbellammertag übernimmt den Auftrag von den Behörden, gibt ihn dann an die Berggenossenschaften gemäß der Zahl der Genossen verteilt. Diese Genossenschaftsbildung ist eine Kriegsernährungsmaßnahme der Handwerker. Sie wird vom Handwerker- und Gewerbellammertag gefördert und nötigenfalls durch Kreditgewährung unterstützt. Damit ist der Beweis erbracht, daß die Handwerker, die sonst die Konsumgenossenschaften bis aufs Messer bekämpfen, sich den Genossenschaftsarbeitern sofort nutzbar machen, sobald er ihren Interessen dienlich erscheint.

**Wegen der Fürsorge Kriegsbeschädigter Sattlergehilfen** beschloß der Bundestag, allen Innungen und Sattlermeistern zu empfehlen, im Sinne der Arbeitsgemeinschaft für das Sattler- und Leberwaren-Gewerbe zu wirken und zu handeln. Vor allem dürfen etwaige Rentenbezüge nicht als Vorstand zu Lohnbrüderereien dienen. Heimkehrende Krieger sollen unverzüglich wieder in ihre innegehabte Arbeitsstelle kommen.

**Der Krieg und die Thermometerindustrie.** Thermometer werden fast nur in Deutschland angefertigt, hauptsächlich in Thüringen. Im Ausland ist die Produktion eine ganz geringe und auch dort werden dazu fast nur deutsche Arbeiter verwandt. Die Fabrikation erfolgt fast ausschließlich in der Heimindustrie, nur ganz vereinzelt findet man in größeren Städten einige Thermometerarbeiter. Auch diese werden verschwinden, denn mit der Heimarbeit kann die Industrie in der Großstadt den Konkurrenzkampf nicht aufnehmen, weil die Bezahlung der Heimarbeiter eine so schlechte ist, daß man von einer Heimindustrie reden kann. Der Heimarbeiter fertigt den Tag drei, höchstens 3 1/2 Duzend ärztliche Thermometer an, und da für das Duzend Thermometer nur ein Lohn von 80 Pf. gezahlt wird, so verdient er 2,40 bis 2,80 M. Von diesem Verdienst gehen aber die Unkosten für die Glasröhren und Quecksilber ab, so daß der Verdienst wesentlich geringer wird. Die Lohnverhältnisse der Heimarbeiter gestalteten sich aber immer trüber, da kaum in die Lehre getretene junge Leute sich „selbständig“ machen und ihre Erzeugnisse zu ganz geringen Preisen absetzen, um überhaupt Beschäftigung zu haben. Dadurch wurden die Löhne oder Verkaufspreise der Heimarbeiter immer tiefer herabgedrückt.

Beim Kriegsausbruch trat eine wesentliche Aenderung in der Produktion ein. Die Regierung erließ ein Ausführungsverbot für Thermometer, auch nach neutralen Staaten durften die Erzeugnisse nur unter der ausdrücklichen Zustimmung der Regierung ausgeführt werden. Mit dem Ausbruch des Krieges stieg die Nachfrage nach ärztlichen Thermometern ganz erheblich. Für die Thermometer-Arbeiter brach dadurch eine glückliche Zeit an.

Die Organisation tat ihr möglichstes, um geordnete Arbeitsverhältnisse zu schaffen. Zunächst wurde mit den Händlern ein Tarifvertrag abgeschlossen, der vom 1. Mai bis zum 20. November Gültigkeit hatte und der Lohnerhöhungen von 30 bis 50 Prozent vorsah. Wenn man aber die vorher gezahlten niedrigen Löhne in Erwägung zieht, so konnte trotz der erheblichen Lohnerhöhung noch nicht von hohem Verdienst der Thermometerarbeiter gesprochen werden. Für eine längere Vertragsdauer waren die Händler nicht zu haben, sie erklärten, daß nach Beendigung des Krieges es für sie nicht mehr möglich wäre, die hohen Löhne zahlen zu können.

Bereits vor Ablauf des Tarifvertrages trat die Arbeiterorganisation erneut an die Unternehmer heran, um einen neuen Tarifvertrag abzuschließen. Die Händler waren dazu nicht zu bewegen, dagegen zeigten sie sich geneigt, wesentliche Zugeständnisse zu machen. Leider muß gesagt werden, daß der Tarifgebende auch bei den Arbeitern nicht so ausgeprägt war; sie selbst erklärten teilweise, daß ihnen höhere Löhne angenehmer wären als die Vertragsdauer. So scheiterte die Einführung eines neuen Tarifs; dagegen wurden die Löhne erneut um 50 bis 100 Prozent erhöht.

**Schweizerische Gewerkschaftsbewegung im Jahre 1914.** (I.) Der Bericht über die wirtschaftlichen Kämpfe und Lohnbewegungen innerhalb der Schweizerischen Gewerkschaften hebt hervor, daß schon vor Kriegsausbruch die allgemeine Lage der Durchführung von Lohnbewegungen nicht günstig war. So entsprachen die Anstrengungen des Uhrmacherstreiks, der von einer unbedeutenden, 20 Leute umfassenden Bewegung zu einem gewaltigen Kampf von 1700 Arbeitern und Arbeiterinnen geworden war, nicht dem erreichten Erfolg. Man mußte es wenigstens als Gewinn begrüßen, daß man den Unternehmerverbänden eine Achtung vor der Gewerkschaftsbewegung eingeflößt hat, die die beabsichtigte Unterdrückung der Organisationen fernerhin unmöglich machen wird. Einzelercheinungen unerfreulicher Art, wie das schädigende Dazwischentreten der Anarcho-Syndikalisten, die auch im Jahre 1913 den Gewerkschaftsbund öfter beschäftigten und auch in dem vom Verband der Lebens- und Genussmittelarbeiter organisierten Boykott der Fabrik Ormondtzutage traten, werden im Bericht nur gestreift. Der Boykott, der im Laufe des Jahres 1914 noch scharf fortgeführt wurde, wurde mit Kriegsausbruch sistiert. Aus der Tabelle der Streiks, Lohnbewegungen und Aussperrungen geht hervor, daß die Verbände der Metallarbeiter mit 3058, der Uhrmacher mit 2815, der Textilarbeiter mit 4063, der Lebens- und Genussmittelarbeiter mit 2488, der graphischen Hilfsarbeiter mit 2135 die größte Zahl von Lohnbewegungen beteiligten Personen zu verzeichnen haben. 155 Bewegungen ohne Arbeitseinstellungen fanden statt, Streiks 27, Aussperrungen 4. An Unterstützungen sind für eine Gesamtsumme von 255 284 (gegen über 102 537 im Jahre 1913) Tagen 703 973 Frs. (gegenüber 224 820 im Vorjahre) ausbezahlt worden. Von Angriffsbewegungen wurden 101 Fälle, 24 für Arbeitszeitverkürzungen, 51 für Lohnerhöhungen, 26 für diverse Zuschläge, 8 für Ferien gemeldet. Pro Mann und Woche wurden dabei bei der ersten Art 4,3 Stunden, bei der zweiten Art pro Mann und Woche 2,32 Frs., bei der dritten Art pro Mann im Jahre 4 1/2 Tage gewonnen. Abwehrbewegungen wurden 57 gemeldet. 10 266 Arbeiter, Textil- und Uhrmacher am stärksten, nahmen daran teil. Es wurden Arbeitszeitverlängerungen von 2539 Stunden abgewehrt und Lohnverkürzungen im Gesamtwert von 17 648 Frs. An den Streiks waren im ganzen durchschnittlich 60 Prozent weniger Personen beteiligt als an der entsprechenden Zahl von Streiks im Vorjahre, während diese Zahl selbst um 500 Prozent gestiegen ist; eine deutliche Illustration der Kriegswirkungen auf das Wirtschaftsleben.